

Helmuth Berking
Martina Löw (Hrsg.)

Die Wirklichkeit der Städte

 Nomos

Baden-Baden 2005

Alba Alexander, University of Illinois, Chicago | Franziska Becker, Universität Marburg | Helmuth Berking, Technische Universität Darmstadt | Liz Bondi, University of Edinburgh | Ingrid Breckner, Technische Universität Hamburg-Haburg | Ralph Buchenhorst, Universidad de Buenos Aires | Eva Cancik-Kirschbaum, Freie Universität Berlin | Sybille Frank, Technische Universität Darmstadt | Hartmut Häußermann, Humboldt-Universität Berlin | Jan Kemper, Huboldt-Universität Berlin | Anthony D. King, State University, New York | Thomas D. Kirsch, Universität Halle-Wittenberg, University of Fort Hare, South Africa | Dieter Läßle, Technische Universität Hamburg-Haburg | Rolf Lindner, Humboldt-Universität Berlin | Martina Löw, Technische Universität Darmstadt | Setha Low, City University of New York | George E. Marcus, Rice University, Houston (Texas) | Peter Marcuse, Columbia University, New York | Andreas Pott, Universität Frankfurt a. M. | Dan Rabinowitz, Tel-Aviv University, Tel-Aviv | Klaus Ronneberger, Frankfurt a. M. | Leonie Sandercock, University of British Columbia, Vancouver | Markus Schroer, Technische Universität Darmstadt | Rob Shields, University of Alberta, Edmonton | Silke Steets, Technische Universität Darmstadt | Kathrin Wildner, Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe

 Nomos

Phönix aus der Asche: Die Neuerfindung der Stadt*

Dieter Läßle

Ein einflussreicher Paradigmenwechsel

In den letzten Jahrzehnten vollzog sich in der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung – zunächst in den USA und mit einiger Verzögerung auch im deutschen Sprachraum – ein Paradigmenwechsel: »a paradigm shift from the traditional center-focused pattern to a low-density network«, wie es Athony Downs formuliert (Downs 1994, S. 207). Bei diesem Paradigmenwechsel geht es zunächst um die empirische Anerkennung der zentrifugalen und dezentralisierenden Tendenzen, die seit Ende des Ersten Weltkrieges die Entwicklung der Städte und Stadtregionen geprägt haben. Letztlich geht es jedoch um die grundsätzliche Frage nach der Zukunft der Stadt: Gibt es in einer urbanisierten Welt noch die Stadt oder werden wir in Zukunft nur noch mit unterschiedlichen urbanen Konfigurationen konfrontiert sein, in denen die zentrale Rolle der Stadt aufgehoben ist?¹ Es geht somit um die Frage nach der Berechtigung der »These der Desurbanisierung« – wie es Walter Siebel nennt – »wonach sich die Richtung der gesellschaftlichen Dynamik, die die letzten 150 Jahre auf die Kernstädte gerichtet war, umzukehren beginnt, weg von den Kernstädten ins Umland und darüber hinaus in die peripheren Regionen« (Siebel 2000, S. 30). Direkt verknüpft mit der »These der Desurbanisierung« sind die Thesen, dass es heute für Zentralität keinen privilegierten Ort mehr gibt und dass Urbanität als Lebensweise nicht mehr an die Stadt gebunden, sondern längst ubiquitär geworden ist und sich somit durch ihren Siegeszug selbst ausgehöhlt hat (ebd.).

Seit der Industrialisierung galten Städte uneingeschränkt als Zentren ökonomischer und gesellschaftlicher Dynamik, die im historischen Verlauf zwar ständig ihre Form veränderten und sich dabei immer weiter in die Fläche ausdehnten, denen es jedoch durch ihre spezifische Attraktions- und Innovationskraft immer wieder gelang ihre zentrale Position im allgemeinen Siedlungsgefüge zu erhalten und zu erneuern.

Den Prozess von Wachstum, Dezentralisierung, Ausdifferenzierung und gleichzeitiger Re-Zentrierung städtischer Strukturen beschreibt Lewis Mumford in seinem Buch »Die Stadt« (1979, orig. 1961) mit den bildhaften Metaphern vom »geplatzten Behälter« und den »institutionellen Magneten«. Nach Mumfords Einschätzung von Anfang der 1960er Jahre sind wir mit einer Situation konfrontiert, die »in der Geschichte kein Vorbild hat. Zwar ist

* Ich danke dem *Hanse-Wissenschaftskolleg*, das mir im Rahmen eines Forschungsaufenthalts als Fellow des Kollegs ermöglicht hat, jenseits des universitären Alltags über die Stadt nachzudenken.

1) Die Denkfigur einer Aufhebung der Stadt in einer urbanisierten Welt finden wir bereits bei Lewis Mumford, der zu Beginn seines Buches »The City in History« (1961) die Frage aufwirft: »Wird die Stadt verschwinden, oder wird sich der ganze Erdball in einen einzigen riesigen Bienenkorb von Stadt verwandeln – was ja nur eine andere Form des Verschwindens wäre?« (Zitiert nach dt. Übersetzung, Mumford 1979, S. 1). Henri Lefèbvre vertritt in seinem Buch »La révolution urbaine« (1970) (das in der deutschen Übersetzung unter dem sinnentstellenden Titel »Die Revolution der Städte« (1972) – statt »Die urbane Revolution« – erschienen ist) ebenfalls die These einer Urbanisierung im Weltmaßstab, die zur Vernichtung des Landes und zur Auflösung der Stadt führt. Siehe dazu auch die hervorragende Dissertation von Christian Schmid über Henri Lefèbvre's Theorie der »Produktion des Raumes« (2003).

der großstädtische Container geplatzt, aber die institutionellen Magneten behalten noch in erheblichem Umfang ihre frühere Anziehungskraft. Im Bereich jeder Großstadt ergießt sich die Bevölkerung viel schneller über neue vorstädtische, randstädtische und ländliche Gebiete, als sie sich in dem zentralen Reservoir sammeln kann« (1979, S. 645). In dieser Herausbildung disperser urbaner Zonen sah Mumford allerdings nicht das Ende der Stadt: »Das Reservoir selber, der Stadtkern der Metropole, entleert sich gleichwohl nicht« (ebd.). Mit anderen Worten, Mumford hielt an der Zentralität und – wie er an anderer Stelle ausführt (vgl. S. 667 f.) – auch an der besonderen Innovationskraft der Stadt fest.

Dreißig Jahre später betonte Robert Fishman dagegen die Notwendigkeit einer Neuorientierung des Diskurses über die Stadt. Der Prozess städtischer Dezentralisierung führte für ihn zur Herausbildung einer neuen urbanen Konfiguration, die er die »befreiten Megalopolis« nannte. Im Unterschied zu den Städten der Vergangenheit hat diese neue urbane Konfiguration nach dem Urteil von Fishman kein bestimmtes Zentrum und keine bestimmte Peripherie, keinen Kern und kein Hinterland mehr, sie ist »weder städtisch noch ländlich noch vorstädtisch – sie besitzt alle diese Elemente gleichzeitig und entzieht sich damit konventioneller Terminologie der Stadtplaner und Historiker« (1991, S. 75).

Der Siegeszug der industriellen Metropolis, als produktivstem und innovativstem Standort der modernen Industrien, schuf nach Fishman zugleich die Voraussetzungen für ihre Selbstaufhebung. Für ihn ist die zentralisierte Industriestadt, die er in Anlehnung an H. G. Wells auch »whirlpool city« nennt, nur ein transitorisches Phänomen. Mit zunehmendem Wohlstand und der Entwicklung neuer Verkehrs-, Kommunikations-, und Versorgungsnetzwerke wurde es immer mehr von der zentrifugalen Dynamik des urban sprawls erfasst und überlagert: »Im gleichen Augenblick, als die zentralisierte Metropole ihren Zenit erreicht hatte, setzte durch das Zusammenspiel mächtiger sozialer und ökonomischer Kräfte eine unaufhaltsame Dezentralisierungsbewegung ein; sie zerstörte die Logik, die die Entwicklung der Großstadt ermöglicht hatte, und führte dazu, dass sie zunehmend ihre entscheidenden Funktionen verlor, die jetzt über eine weite Region verteilt wurden« (zitiert nach der dt. Übersetzung 1991, S. 73). Mit anderen Worten: den zentrifugalen Kräften der Stadtentwicklung stehen keine entsprechenden zentripetalen Kräfte gegenüber, die die Zentralität der Stadt erhalten oder erneuern könnten.

Fishmans »neue Stadt« bzw. »befreite Megalopolis« wird nicht mehr durch eine »Stadtkrone« oder »Skyline« symbolisiert, sondern durch ein Netz von Highways, das die ganze Region zu einer riesigen Megalopolis verbindet. Entfernungen werden nicht mehr in Häuserblocks oder Meilen, sondern in Zeitspannen der Raumüberwindung gemessen. Die Menschen entziehen sich den »Zumutungen« der räumlichen Nähe städtischen Lebens auf der Basis automobiler Erreichbarkeit: »Accessibility« tritt an die Stelle der »Proximity«.

Mit der Aufhebung der Zentralität der Stadt macht es auch keinen Sinn mehr von »suburbia« zu sprechen, also von urbanen Räumen, die von der Kernstadt abhängig oder dieser funktional untergeordnet sind: »Increasingly independent of the urban core, the suburb since 1945 has lost its traditional meaning and function as a satellite of the central city. Where peripheral communities had once excluded industry and large-scale commerce, the suburb now becomes the heartland of the most rapidly expanding elements of the late twentieth-century economy. (...) As both core and periphery are swallowed up in seemingly endless multicentered regions, where can one find suburbia?« (1987, S. 14 f.). Das Ende der Stadt bedeutet somit zugleich das Ende von Suburbia.

Die traditionelle Stadt wird aufgehoben oder transformiert in sich überlagernde Netzwerke, insbesondere in die Haushalts-, Konsum- und Produktionsnetze mit ihrer jeweils eigenen

räumlichen Logik. In den großflächigen, dispersen Konfigurationen dieser Netzwerke hat jede Person oder jede Familie die Möglichkeit, sich ihre eigene, bedarfsgerechte Stadt zu »kollagieren«: »Die neue Stadt ist eine Stadt à la carte« (1991, S. 80)².

Nach Fishman bietet die »neue Stadt« nicht nur die Perspektive individualisierter Lebensräume jenseits der sozialen und kulturellen Zumutungen der Innenstadt, sondern sie verfügt auch über eine exurbane Wirtschafts- und Beschäftigungsstruktur, für die das Silicon Valley bis heute eine Vorbildfunktion übernommen hat. Fishman geht davon aus, dass im Zusammenspiel mit dem gut ausgebauten Verkehrsnetz vor allem das unsichtbare Netz der avancierten Informations- und Telekommunikationstechnologien zunehmend die Möglichkeit bietet, die tradierten »face-to-face«-Kontakte und physischen Interaktionen der alten Stadt zu ersetzen: »With its highways and advanced communication technology, the new perimeter city can generate urban diversity without concentration« (1987, S. 17). Wenn es den exurbanen Industrieparks oder den sog. »technoburbs« (ebd.) tatsächlich gelänge, die aus der verdichteten städtischen Diversität resultierenden Stärken der Kernstädte zu entfalten, ohne mit den Nachteilen städtischer Konzentration – wie Staus, Umweltbelastungen oder sozialen Konflikten – konfrontiert zu sein, dann würde der exurbane Raum tatsächlich zu einem privilegierten Standort der neuen Ökonomie. Die besondere Produktivität und Innovationskraft der Stadt würde ubiquitär und damit aufgehoben werden.

Zur Verdeutlichung der Implikationen des Paradigmenwechsels städtischer Entwicklung habe ich mich zunächst auf die Position von Fishman konzentriert, denn kaum ein anderer Autor hat diesen Paradigmenwechsel mit einer vergleichbaren Klarheit herausgearbeitet.³ Gleichzeitig vertritt Fishman die These einer tendenziellen Verallgemeinerung des amerikanischen Urbanisierungsmodells: die »neue Stadt« hat sich in ihrer fortgeschrittensten Form zunächst in den USA herausgebildet, aber »die an ihrer Hervorbringung beteiligten wirtschaftlichen, sozialen und technologischen Kräfte können weltweit beobachtet werden« (Fishman 1994, S. 92).

Im deutschen Sprachraum hat sich in den letzten Jahrzehnt mehr oder weniger unwidersprochen die Vorstellung durchgesetzt, dass die durch Zentralität geprägte traditionelle Stadt weitgehend abgelöst wurde durch neue, dezentrale urbane Siedlungsstrukturen, die nur wenig mit dem Bild gemein haben, das wir noch immer von der Stadt im Kopfe tragen. So handelt beispielsweise das außerordentlich einflussreiche Buch von Thomas Sieverts über die »Zwischenstadt« von »der Auflösung der kompakten historischen europäischen Stadt und von dem Umgang mit einer ganz anderen, weltweit sich ausbreitenden neuen Stadtform: Der verstädterten Landschaft oder der verlandschafteten Stadt« (1998, S. 7)⁴. In relativ star-

2) Das selektive, auf automobiler Erreichbarkeit basierende Raumnutzungsmuster, das der »Stadt à la carte« zugrunde liegt, charakterisiert Markus Hesse treffend als »Regionalisierung von Lebensweisen«: »Räumlicher Fixpunkt der Alltagsorganisation ist nicht mehr die Kernstadt, sondern das individuelle Netz von Aktivitäten, das sich über die gesamte Stadtregion oder gar (...) größere Bezugsräume legt« (Hesse 2004, S. 70).

3) Ein emphatisches Plädoyer für einen neuen Blick auf die städtische Entwicklung formulierte der Journalist Joel Garreau in seinem 1991 erschienenen Buch »Edge City – Life on the New Frontier«, das ebenfalls großen Einfluss auf den städtischen Diskurs hatte.

4) Thomas Sieverts betont allerdings, dass sein Einlassen auf die neuen, weltweit sich ausbreitenden Stadtformen nicht missverstanden werden darf als ein Plädoyer für die Zersiedelung, für den urban sprawl, sondern vor allem ein Versuch sei, den Blick für die tiefgreifenden Transformationen der Stadt zu schärfen, um neue Gestaltungsperspektiven zu eröffnen. Vgl. dazu auch die Arbeiten des Forschungs- und Entwicklungsprojektes »Mitten am Rand – Zwischenstadt. Zur Qualifizierung der verstädterten Landschaft«, das von der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung im Rahmen eines *Ladenburger Kollegs* gefördert wird.

ker Übereinstimmung mit Fishmans Position formuliert Thomas Krämer-Badoni die These vom »Verschwinden der Städte«. Dabei betont er, dass unser Begriff von Stadt für die Bezeichnung der neuen urbanen Konfigurationen zunehmend unangemessen sei. Der dezentrierten, diffusen Urbanisierung entspreche der Funktionsverlust der Zentren: »Die neue urbane Struktur, (. . .), ist nicht nur dezentral, sondern zentrenlos« (2004, S. 433).

Insgesamt muss festgestellt werden, dass in der sozialwissenschaftlichen Diskussion die Zukunft der Stadt von vielen Autoren relativ kritisch bewertet wird. Der Diskurs über die Stadt besteht vor allem aus Verfalls- und Krisengeschichten. Die Stadt – so scheint es – ist in ihren gegenwärtigen und zukünftigen Entwicklungen auf die negativen Perspektiven einer »Desintegration der Stadtgesellschaft« (Heitmeyer 1998, S. 443), einer »innovationslosen« Ökonomie⁵ (Venturi 2003) sowie wirtschaftlicher und demographischer Schrumpfungprozesse ausgerichtet.

Entsprechen diese pessimistischen Bewertungen der historischen Vielfalt städtischer Entwicklungsprozesse? Oder resultieren aus den gegenwärtigen Umbruchprozessen nicht auch Tendenzen, die die sozialökonomische Basis der Städte und Stadtregionen stärken und eine städtische Renaissance begünstigen können? Diese Fragen sollen im Rahmen dieses Beitrages diskutiert werden.

Auflösung der Stadt oder eine mögliche Renaissance der Stadt?

In den letzten zweihundert Jahren war der Verstädterungsprozess im Wesentlichen durch den Industrialisierungsprozess geprägt. Dies legt die These nahe, dass sich mit dem sich abzeichnenden Ende des Industrialismus auch die Attraktivität der Stadt verbraucht hat und ihre besondere Produktivität aufgehoben bzw. verallgemeinert ist. Wenn diese These richtig wäre, dann müsste man davon ausgehen, dass sich »Stadt« und städtische Zentralität nicht mehr auf eigener ökonomischer Basis herstellen. Dadurch würde zwar die physische Struktur der Stadt nicht verschwinden, die Stadt würde jedoch als Wirtschaftsstandort zunehmend unattraktiv werden und ökonomisch erodieren. Die tendenzielle Auflösung der Stadt beziehungsweise ihr Zerfall könnte allenfalls unter dem Druck der »vested interests«-Gruppen mit politischen Maßnahmen verzögert oder aus kulturellen oder touristischen Gründen im Sinne einer musealisierenden Inszenierung aufgehalten werden.

Historisch betrachtet waren Städte immer effizienter und innovativer als ländliche Gebiete. Durch ihre Größe und Dichte bot die Großstadt die Voraussetzungen für eine hochspezialisierte Arbeitsteilung. Der Zustrom von »Fremden« verstärkte die soziale und kulturelle Heterogenität. Größe und Dichte, Arbeitsteilung, Heterogenität und Fremdheit boten historisch die gesellschaftliche Basis für die besondere ökonomische und kulturelle Produktivität der Stadt (vgl. Simmel 1995, orig. 1903). Das heißt, die Ökonomie der Stadt war gekennzeichnet durch eine besondere Produktivkraft, die den in der Stadt angesiedelten Unternehmen gewissermaßen als »Gratisproduktivkraft« zur Verfügung stand.⁶

5) Unter dem Titel »Innovationslose Städte« führt Marco Venturi aus: »Innovative Prozesse gehen jetzt mit Dispersion anstatt mit Konzentration und hoher Dichte einher« (2003, S. 51).

6) Das spezifische Charakteristikum der Ökonomie der Stadt ist ihre Einbettung in den sozialen, institutionellen und kulturellen städtischen Kontext, woraus sich eine Vielzahl nicht marktmäßig vermittelter Interdependenzen ergeben. Dieses Wirkungsgefüge nicht marktmäßig vermittelter Interdependenzen (untraded interdependencies) ist die Ursache für die spezifische Produktivität der Stadt. (Siehe dazu Läßle 2000) In der Fachdiskussion wird die besondere Produktivität der städtischen Ökonomie mit dem Phänomen der »agglomeration economies« gleichgesetzt (vgl. Glaeser 1996).

Gilt das noch oder hat sich, wie u. a. Fishman behauptet, die besondere Produktivität städtischer Ökonomien auf die exurbanen Technologieparks verlagert oder wurde sie gar in ein ubiquitäres Phänomen transformiert?

Städte, daran kann kein Zweifel sein, haben mit der Durchsetzung des Fordismus – also insbesondere der Durchsetzung eines Regimes der Massenproduktion verbunden mit einem entsprechenden Konsummodell sowie den Arrangements eines entwickelten Wohlfahrtsstaates und einer Keynesianischen Wirtschaftspolitik – ökonomisch und sozial an Bedeutung verloren.

Historisch machten Städte mit ihrem großen Pool an Arbeitskräften und ihrer räumlich konzentrierten Nachfrage die Massenproduktion erst möglich. Im Verlaufe des 20. Jahrhunderts wurde es jedoch immer weniger vorteilhaft, Fabriken in Städten anzusiedeln. Die alten Kommunikations- und Versorgungsnetze, die alle Vorteile auf den alten Stadtkern konzentrierten, wurden durch neue Netzwerke ersetzt, die diese Vorteile immer stärker auf die Region verteilten. Von entscheidender Bedeutung war zunächst die Herausbildung eines weitgehend ubiquitären Straßennetzes. Aber Straßen, Autos und LKWs hätten ihre dezentralisierende Wirkung nicht in dem Maße entfalten können ohne die Schaffung weiterer Netzwerke der Dezentralisierung, z. B. den Netzwerken der Stromversorgung, den neuen Informations- und Kommunikationssystemen sowie Logistiksystemen und Einkaufszentren für den Massenabsatz. Gleichzeitig verstärkten ein zunehmender Wohlstand und die Motorisierung der meisten Haushalte die Möglichkeit, dass sich – wie bereits angedeutet – die Menschen den »Zumutungen« der räumlichen Nähe städtischen Lebens durch die Wahl suburbaner Wohnstandorte mehr und mehr entziehen konnten.

Bereits 1926 verkündete Henry Ford: »Heutzutage besteht absolut kein Anlass, eine Fabrik in einer großen Stadt oder in der Nähe eines »Arbeitsmarktes« zu errichten, wohl aber gibt es zahlreiche zwingende Gründe, davon Abstand zu nehmen« (Ford 1926, S. 175). Die ökonomische Basis seiner Automobilproduktion hatte Ford noch in der industriellen Großstadt Detroit gelegt. Nach dem großen Erfolg seiner industriellen Massenproduktion gab er die Parole aus: »Zurück zur Dorfindustrie«. Gemeint war der Bau von dezentralisierten Fabriken auf dem Lande, wohin die Arbeiter mit Autos zur Arbeit kommen: »Um die Unkosten der Großstadt zu vermeiden, um das richtige Gleichgewicht zwischen Industrie und Landwirtschaft zu finden, um die Kaufkraft der Löhne, die wir zahlen, unter weitere Schichten der Bevölkerung, die unsere Erzeugnisse kaufen, zu verteilen, begannen wir zu dezentralisieren« (Ford 1926, S. 180).

Heute haben die Städte in den entwickelten kapitalistischen Ländern ihre Rolle als privilegierte Zentren der industriellen Produktion weitgehend verloren. Dieser Verlust, der vor allem die Folge des wirtschaftlichen Strukturwandels (vgl. Häußermann/Siebel 1995) und neuer Formen der internationalen Arbeitsteilung ist, manifestierte sich in den Städten als ausgeprägter Deindustrialisierungsprozess und ist eine der wesentlichen Ursachen für die in den Städten konzentrierte und seit Jahren anhaltende Massenarbeitslosigkeit mit ihren vielfältigen sozialen und sozialräumlichen Folgeproblemen. (vgl. dazu Häußermann 2000) Der tiefgreifende Wandel der entwickelten kapitalistischen Ökonomien führte in den Städten jedoch nicht nur zu einem dramatischen Rückgang industrieller Arbeitsplätze, sondern aus diesem Strukturwandel resultieren auch neue, entscheidende Entwicklungschancen für die Städte. Mit der Transformation der traditionellen Industriesysteme, basierend auf den »economies of scale« der großen Fabrikanlagen und Großraumbüros, haben sich inzwischen neue Formen einer Wissensökonomie herausgebildet, die sich vor allem auf intellektuelle

Arbeit, menschliche Kreativität, soziale Interaktion und Vernetzung stützen, und die die ökonomische Basis für eine mögliche Renaissance der Städte bilden. Der amerikanische Stadtökonom Edward Glaeser charakterisiert die Folgen dieser Transformation für die amerikanischen Städte wie folgt: »The shift away from heavy industry has been the salvation of urban America. For while the decline in urban manufacturing has been unavoidable, the growth of high-skill industries has enabled many cities to prosper« (Glaeser 1996, S. 71). Und es gibt signifikante Gründe für die Annahme, dass gerade in Zeiten von Globalisierung und Digitalisierung auch die deutschen Stadtmetropolen und insbesondere deren Zentren zu privilegierten Innovationsfeldern der Wissens- und Kulturproduktion werden können.

Tendenzen der Siedlungsentwicklung in Deutschland und den USA

Ehe die Auswirkungen dieses Strukturwandels auf die Ökonomie und das Beschäftigungssystem der Stadt genauer betrachtet werden, zunächst noch einmal ein Blick zurück auf die *siedlungsstrukturellen* Umwälzungen. In den letzten Jahrzehnten dominierte in der deutschen Siedlungsentwicklung ein doppelter Dekonzentrationsprozess: Zum einen transformierte eine zunehmende Randwanderung von Wohnbevölkerung und Arbeitsstätten das monozentrische Beziehungsgefüge von Kernstadt und Umland in eine polyzentrische Stadtlandschaft. In der Folge dieser Suburbanisierungsprozesse verloren die Kernstädte Bevölkerung und Arbeitsplätze und in den meisten westdeutschen Stadtregionen verlagerte sich die Beschäftigungsdynamik von der Kernstadt auf die suburbanen Zonen. Zum anderen zeigte sich ein überregionaler Bedeutungsverlust der Stadtregionen gegenüber den ländlichen und gering verdichteten Regionen. Die Suburbanisierungsprozesse wurden demnach überlagert von Prozessen einer Des-Urbanisierung (vgl. u. a. Armen/Blach 1994; Bade/Niebuhr 1999 sowie Läßle 2004a).

In den USA waren derartige Dekonzentrationsprozesse in den Nachkriegsjahrzehnten noch sehr viel ausgeprägter. Glaeser/Shapiro führen dazu aus: »In the 1950s, 1960s, and 1970s, almost every Northeastern or Midwestern city with more than 500.000 people decreased in population size during each decade. (. . .) Between 1950 and 1990, the share of Americans living in cities with more than 500.000 inhabitants fell every decade from a high of 17,54 percent in 1950 to 12,09 percent in 1990« (Glaeser/Shapiro 2003, S. 139).

Dieser nachhaltige Trend einer Dekonzentration scheint sich allerdings in den 1990er Jahren nicht mehr fort zu setzen. »In the 1990s, a majority of such cities grew (. . .) [and] the share of total population living in these big cities finally increased« (ebd.). Die Autoren sehen in dieser neuen Entwicklung zwar noch kein Ende des »urban sprawl«, wohl aber eine deutliche Tendenz zur Stärkung der Städte, insbesondere der Städte mit hohem Humankapital. »The high-density cities that tend to succeed were those with strong human capital bases« (ebd.: 140). Die Autoren Simmons/Lang charakterisieren die städtische Entwicklung der 1990er Jahre in den USA als »urban turnaround«: Die erstaunlichste Entwicklung hatten dabei die als »declining cities« bekannten Großstädte des Nordostens und des Mittleren Westens: »For the first time since World War II, the combined population of these cities increased« (2003, S. 51). Bei einzelnen Städten war der »urban turnaround« sehr eindrucksvoll: »Chicago went from losing 360.000 residents during the 1970's to gaining more than 100.000 residents in the 1990's. Similarly, New York City lost 800.000 residents in the 1970's but gained almost 700.000 during the 1990's and for the first time now has more than 8 million people« (2003, S. 56 f.). Nachdem New York in den 1970er Jahren 10 % seiner Bevölkerung verloren hat und beinahe bankrott ging, hat es heute – trotz der fatalen Folgen des

11. Septembers – mit 8,1 Millionen soviel Einwohner wie noch nie zuvor und zugleich eine äußerst dynamische Ökonomie. Die wesentliche Ursache für die Renaissance dieser Stadt ist die Zuwanderung. In einem ausführlichen Bericht über New York (»Survey of New York«) betont die Zeitschrift »The Economist« die zentrale Rolle der Zuwanderer für die neue Vitalität der Stadt: »They saved the city, and they are helping to rebuild its neglected neighbourhoods« (2005, S. 3).

Eine entsprechende neue Entwicklung in der Siedlungs- und Stadtentwicklung scheint sich auch in Deutschland – oder genauer – in Westdeutschland abzuzeichnen. Zunächst ist zwischen 1990 und 2000 die Anzahl der *Bevölkerung* in allen westdeutschen Stadtregionen und auch in fast allen westdeutschen Kernstädten (mit Ausnahme von Bremen und Ruhr) gestiegen. In den ostdeutschen Stadtregionen ist dagegen die Bevölkerung in diesem Zeitraum z. T. dramatisch zurückgegangen.

Betrachten wir die neuere Entwicklung der *Beschäftigung* in den deutschen Stadtregionen so zeigt sich, dass in dem Zeitraum zwischen 1997 und 2002 die Beschäftigung in den westdeutschen Kernstädten stärker gewachsen ist als in den Stadträndern – die Beschäftigungsdynamik sich also zugunsten der Kernstädte umgekehrt hat. In den ostdeutschen Stadtregionen sind wir dagegen mit dem Phänomen der schrumpfenden Städte konfrontiert. In dem Zeitraum zwischen 1997 und 2002 zeigt sich sowohl in den Kernstädten als auch in den Stadträndern ein deutlicher Beschäftigungsrückgang (Datenquelle: Beschäftigtenstatistik IAB/Arbeitsbereich Stadtökonomie der TUHH; siehe auch Hannemann/Läßle 2004).

In einer neuen Studie zur Beschäftigungsentwicklung in deutschen Stadtregionen, weist auch das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung darauf hin, dass der Prozess der siedlungsstrukturellen Dekonzentration in Westdeutschland nicht nur zum Stillstand gekommen ist, sondern sich in den letzten Jahren in sein Gegenteil verkehrt hat: »Von 1998 bis 2002 nahm die Beschäftigung in den großen Ballungsräumen deutlich stärker zu als in Deutschland insgesamt. Noch bemerkenswerter ist, dass die Kernstädte, die lange Zeit die eindeutigen Verlierer im räumlichen Strukturwandel waren, die günstigste Entwicklung aufwiesen« (DIW 2003, S. 412). Als wesentliche Ursache für die gegenwärtige *Renaissance der Großstädte* sehen die Autoren die hohe Entwicklungsdynamik der überregionalen Dienstleistungen wie Finanz- und Beratungsdienste, Medien und Tourismus. Als wichtige Motoren der Beschäftigungsentwicklung werden vor allem internetgestützte Geschäftsmodelle im Finanzbereich und im Mediensektor gesehen. Nach Einschätzung der Autoren bietet dabei das »großstädtische Milieu mit seinen vielfältigen Kontakt- und Austauschmöglichkeiten (. . .) offensichtlich besonders günstige Bedingungen für die Unternehmen in diesen Branchen« (ebd., S. 414).

Nun ist es durchaus möglich, dass die von den Autoren des DIW's konstatierte »Renaissance der großen Städte« eng verbunden ist mit historischen Sonderentwicklungen, wie dem Internetboom Ende der 1990er Jahre oder den starken Wanderungsbewegungen von den ostdeutschen »Schrumpfgebieten« in die westdeutschen Stadtregionen. Der Bedeutungsgewinn städtischer Ökonomien ist allerdings ein Phänomen, das sich gegenwärtig in vielen hoch entwickelten Gesellschaften zeigt und – so meine These – eng verbunden ist mit der Herausbildung einer *wissensbasierten Dienstleistungsökonomie*.

Stadtmetropolen – privilegierter Entstehungs- und Rückbettungskontext einer Wissensökonomie

Mit dem Übergang zu einer Wissensökonomie wird intellektuelle Arbeit und menschliche Kreativität zu einem zentralen Produktionsfaktor, wodurch Arbeitsmärkte – insbesondere für Hochqualifizierte – die Rolle von städtischen »Magneten« (Mumford) zukommt, die Betriebe und qualifizierte Professionals gleichermaßen anziehen.

In diesem Sinne funktioniert die Stadt als ein zentraler (*»Hub«*-)Arbeitsmarkt, der die folgenden beiden Bedingungen zu erfüllen hat:

- Er soll einen ausreichend konzentrierten und diversen Arbeitspool bieten für eine Wissen- und Kulturproduktion, die geprägt ist durch volatile Märkte, sich schnell verändernde Produkte und eine starke Nachfrage nach hoch qualifizierter Arbeit.
- Zugleich soll er eine sehr breite Vielfalt an Beschäftigungsgelegenheiten bieten für professionelle Karrieren – möglichst von einem einzigen Wohnort aus – und das unter Bedingungen oft wechselnder Beschäftigungsverhältnisse, der Notwendigkeit permanenter Weiterqualifikation und vielfach auch von Zweiverdiener-Lebensgemeinschaften.

Unternehmen werden sich in ihrer Standortwahl zunehmend an der Verfügbarkeit qualifizierter Arbeitskräfte orientieren und qualifizierte Beschäftigte werden sich nach Orten mit einer großen Vielfalt an Beschäftigungsmöglichkeiten und urbanen Lebensbedingungen umsehen. Dadurch wird eine sich gegenseitig verstärkende Dynamik zwischen Arbeitskräftenachfrage und Arbeitskräfteangebot ausgelöst. In dieser kumulativen Dynamik bilden städtische Arbeitsmärkte den Kontext für gemeinsame Lernprozesse und damit die Herausbildung spezialisierter Wissens- und Qualifikationspools.

Eine wesentliche Ursache für die Aufwertung städtischer Kontexte resultiert aus dem »Informations-Paradoxon« der Informations- und Wissensgesellschaft (vgl. dazu Läßle 2004b). Je mehr Informationen über das Internet verfügbar sind, desto wichtiger wird die Bewertung von Informationen sowie die Unterscheidung von Informationen und Wissen, genauer: zwischen *standardisierten Informationen* und *kontextabhängigem Wissen*.

Informationen, wie zum Beispiel Aktienkurse, Umsätze, Rohstoffpreise oder Frachtraten, haben eine eindeutige Bedeutung und lassen sich demnach auch kontextunabhängig von jedem Netzzugang aus suchen, interpretieren und verstehen. Mit der ubiquitären Verfügbarkeit von Informationen durch das Internet gewinnt kontextgebundenes Wissen, das so genannte »tacit knowledge« oder »sticky knowledge« außerordentlich an Bedeutung. Dieses implizite, nicht kodifizierte Wissen steckt in den Köpfen von Menschen, und seine Kommunikation und Vermittlung ist stark abhängig von einem gemeinsamen kognitiven, kulturellen und sozialen Kontext. Durch die Kontextabhängigkeit von nicht kodifiziertem Wissen sind die wichtigsten Formen der Wissensübermittlung häufige persönliche (*»face-to-face«*) Kontakte sowie die zwischenbetriebliche Mobilität von Arbeitskräften. Gerade in einer Welt von E-Mail, Fax-Maschinen und Cyberspace bekommt somit – ganz im Gegensatz zu Fishmans These, dass »face-to-face«-Kontakte zunehmend durch die modernen Kommunikationstechnologien ersetzt werden könnten – die *räumliche Nähe* (*»local proximity«*) für den Transfer von Wissen eine neue Bedeutung. Mit anderen Worten: »Geography (...) matters for innovation« (Breschi/Lissoni 2001, S. 270). In diesem Sinne betont auch Manuel Castells, dass sich – im Gegensatz zu den Spekulationen über exurbane Wissenschaftsparks – Inno-

vation begünstigende und Synergie schaffende Faktoren weiterhin in den großen metropolitanen Ballungsräumen konzentrieren (siehe Castells 2002, S. 446).

In der industriell geprägten Stadt hat sich im Laufe der Geschichte eine räumliche Funktionsstruktur ausdifferenziert, die durch eine – mehr oder weniger strenge – funktionale, zeitliche und räumliche Trennung der Arbeitswelt von der Lebenswelt charakterisiert ist. So lassen sich in der Stadt bzw. Stadtregion des Industrialismus oder Fordismus Wohnort und Arbeitsort ebenso klar unterscheiden wie Arbeitszeit und Freizeit bzw. Erwerbsarbeit und Nicht-Erwerbsarbeit. Mit der Transformation der Industriegesellschaft in eine Wissensgesellschaft zeigt sich, dass Wissensarbeit nicht in das Korsett traditioneller, industriell geprägter inner- und außerbetrieblicher Organisationsstrukturen passt. Die neue Arbeitswelt der Wissensproduktion benötigt äußerst flexible, projektorientierte Organisationsstrukturen sowie zeitlich und örtlich flexible Arbeitsarrangements, woraus sich auch neue Anforderungen an die Organisation der Lebenswelt ergeben.

Der gegenwärtige Strukturwandel führt nicht nur zu einer partiellen Auflösung und Neuformierung der institutionellen Grenzen von Unternehmen und einer Erosion der »Normalarbeit« (vgl. Kratzer/Sauer 2003) bzw. des »Normalarbeitsverhältnisses« (vgl. Kress 1998). Mit diesen tief greifenden Wandlungsprozessen »verflüssigen« sich auch die funktionalen, räumlichen und zeitlichen Grenzen zwischen der Arbeits- und Lebenswelt (vgl. Gottschall/Voss 2003). Diese Entgrenzungsprozesse auf der Ebene der Arbeits- und Lebenswelt sind jedoch – wie eine Reihe empirischer Studien aufzeigen – an eine wesentliche Voraussetzung gebunden, nämlich die Möglichkeit der *Rückbettung* der hoch flexiblen Arbeits- und Lebensformen in städtische Kontexte (vgl. dazu u. a. Pratt 2000 und Christopherson 2002). Mit anderen Worten: *Aus den skizzierten Entgrenzungsprozessen resultiert nicht eine Auflösung räumlicher Bindungen, sondern eine erhöhte Abhängigkeit von spezifischen räumlich, insbesondere städtischen Kontexten.*

Für die »entgrenzten« und deregulierten Unternehmen sowie für die meist in Projektarbeit integrierten Beschäftigten der Wissensproduktion hat die Stadt bzw. der städtische Kontext die Funktion eines »Zufallsgenerators« für Kontakte, Informationen und Gelegenheiten. Für die Betriebe eröffnet dies vor allem die Möglichkeit einer *Reduktion von Risiken*. Durch die hohe Kommunikationsdichte werden Risiken schneller erkannt, wodurch auch flexibler reagiert werden kann. Die hohe Dichte an persönlichen Netzwerken in städtischen Kontexten ermöglicht bzw. erleichtert Betrieben und Beschäftigten – gerade in Zeiten des Internets – *Suchprozesse*, die durch »sticky knowledge« geprägt sind. Und schließlich werden die standardisierten und zeitlich enttakteten Arbeits- und Konsumstile der Beschäftigten der Wissens- und Kulturproduktion erst dann in einem gewissen Umfang praktikabel, wenn ein dichtes Netz an Dienstleistern vorhanden ist, so wie man es in der Regel nur in bestimmten urbanen Quartieren vorfindet.

Es gibt – wie bereits angedeutet – signifikante Gründe für die Annahme, dass *Stadtmetropolen*, insbesondere die Kernstädte von Stadtmetropolen ein *privilegiertes Innovationsfeld der Wissens- und Kulturproduktion* sowie *Inkubatoren neuer, postindustrieller Arbeits- und Lebensformen* sein werden. In diesem Sinne wird es – so meine These – auch weiterhin spezifische Formen städtischer Zentralität geben, allerdings wird diese Zentralität nicht notwendigerweise mit den tradierten Stadtzentren (*»central business districts«*) zusammenfallen, sondern es können sich auch neue Zentralitätsformen herausbilden.

Die These eines »Urban Turnaround« oder einer Neubewertung der Stadt für die Wissens- und Kulturproduktion darf allerdings nicht missverstanden werden im Sinne einer Entpro-

blematisierung der Stadtentwicklung. Die ökonomischen und sozialen Probleme der Städte werden sich nicht »von alleine« lösen. Auch werden sich die skizzierten Entwicklungsprozesse nur sehr selektiv durchsetzen und sicherlich nicht alle Städte erfassen, sondern die sich bereits abzeichnende Polarisierung zwischen schrumpfenden und dynamischen Städten noch verstärken.

Eine neue Arbeitsteilung in der Stadtregion

Die aus meinen bisherigen Ausführungen zu ziehende Gegenthese zu der von Fishman u. a. postulierten Auflösung der tradierten Stadt kann ganz sicher nicht heißen: Zurück zur traditionellen Stadt. Es gibt keinen Weg mehr zurück zur monozentrischen Stadt. Die heutigen Städte und die sich herausbildenden Städte der Wissensgesellschaft lassen sich nur als stadregionale Verflechtungszusammenhänge mit vielfältig sich überlagernden Netzstrukturen und Raum-Zeit-Konfigurationen sinnvoll analysieren und zukunftsorientiert gestalten.

Dabei zeichnet sich – so meine These – eine neue Arbeitsteilung zwischen Kernstadt und Umland ab. Um diese richtig zu erfassen, dürfen nicht nur die zentrifugalen Tendenzen einer Suburbanisierung betrachtet, sondern müssen auch die zentripetalen Dynamiken – also die Tendenzen einer Re-Urbanisierung – thematisiert werden. (vgl. dazu auch Brake 2001)

Zwei idealtypische Modelle der Arbeits- und Lebensorganisation

Zur Verdeutlichung dieser These sollen – in einer bewussten schematischen Zuspitzung – zwei polare Typen der Arbeits- und Lebensorganisation gegenüber gestellt werden. Ein Typus, der von dem städtischen Kontext weitgehend emanzipiert ist, und ein anderer, der sowohl durch die Produktionsweise der Unternehmen als auch durch die Lebensweise der Beschäftigten in hohem Maße von der Möglichkeit einer Einbettung in urbane Kontexte abhängig ist.

Die mehr oder weniger routineorientierten und standardisierten Produktions- und Dienstleistungsfunktionen sog. »Normalbetriebe« entgehen den Zumutungen der Stadt, indem sie sich neue Standorte im städtischen Umland oder der polyzentrischen Zwischenstadt suchen, sofern sie nicht ins Ausland abwandern. Die fordistisch oder neo-fordistisch orientierten Betriebe, die es – trotz Krise des Fordismus – sicherlich noch lange geben wird, sind kaum auf die Einbettung in funktionsgemischte Räume angewiesen. Sie bevorzugen spezialisierte Gewerbegebiete und Technologieparks oder funktionspezialisierte Zonen, wie z. B. Einkaufszentren oder Urban-Entertainment-Center, auf der grünen Wiese.

In diesem routineorientierten Betriebstypus entspricht die Arbeitsorganisation – trotz zunehmender Erosions- und Deregulierungstendenzen – noch weitgehend dem »Normalarbeitsverhältnis« (in der Regel männlicher »Haupternährer« mit unbefristeter Vollzeitbeschäftigung). Die Lebensorganisation ist geprägt durch einen suburbanen, *kapitalintensiven Konsumstil*. Als Wohnort, der in der Regel räumlich entkoppelt ist vom Arbeitsort, werden mit Vorliebe sozial homogene Wohnsiedlungen in der Zwischenstadt gewählt. Die bevorzugte Wohnweise ist das technisch aufgerüstete Eigenheim und die Mobilität ist bestimmt durch das Automobil.

Das Gegenmodell bilden die neuen Formen der Kultur- und Wissensproduktion mit ihren »entgrenzten« Organisationsformen und ihren komplexen, projektbezogenen Kooperationsbeziehungen, die sich sehr stark auf innerstädtische Quartiere mit vielfältigen urbanen

Milieus konzentrieren. Je weniger die Unternehmen auf das Organisationsmodell eines »Normalbetriebes« und das »Normalarbeitsverhältnis« ausgerichtet sind, desto wichtiger werden für sie die spezifischen Qualitäten des urbanen Milieus. Da sie in ihrer betrieblichen Existenz auf eine Vielzahl von Kooperationsmöglichkeiten angewiesen sind und ständig wachsam sein müssen für neue Entwicklungen, bieten ihnen urbane Räume mit einer hohen ökonomischen, sozialen und kulturellen Diversität und einer baulich-räumlichen Vielfalt einen Zugewinn an Möglichkeiten.

Mit der Entwicklung neuer urbaner Organisationsformen der Wissens- und Kulturproduktion wird das tradierte »Normalarbeitsverhältnis« transformiert in vielfältige »bunte« Arbeitsbeziehungen, die sich im Spannungsfeld von prekären und autonomen Arbeitsbedingungen bewegen. In dieser neuen urbanen Arbeitsgesellschaft verflüssigt sich die traditionelle Trennung von Arbeiten, Wohnen und Freizeit. Eine funktionale Durchdringung und enge Integration von beruflichem, sozialem und persönlichem Leben ist eines der wesentlichen Merkmale der Arbeits- und Lebensweise dieses neuen Beschäftigungstypus. Aufgrund der zeitlichen und räumlichen Bedingungen ihrer Arbeit sowie ihrer Wertorientierung bildet sich bei den – in der Regel gut verdienenden – Kreativen und Wissensproduzenten ein *arbeitsintensiver Konsumstil* heraus, der auf ein dichtes, stadträumlich konzentriertes Netzwerk von Dienstleistern angewiesen ist.

Die Gegenüberstellung dieser beiden unterschiedlichen Produktions-, Arbeits- und Lebensmodelle ist bewusst idealtypisch zugespitzt. Beide Modelle stehen gegenwärtig aus jeweils unterschiedlichen Gründen unter einem hohen Anpassungs- und Veränderungsdruck. Durch die Krise des Fordismus ist insbesondere das fordistische bzw. neo-fordistische Modell mit vielfältigen Erosionstendenzen konfrontiert, was zu einer Verstärkung der Problemlagen und Konflikte in der alltäglichen Lebensführung dieses suburbanen Arbeits- und Lebensmodells führt (siehe dazu auch die Ausführungen in dem folgenden Kapitel). Aber auch das Modell urbaner Wissens- und Kulturproduktion ist mit ernststen Herausforderungen und Konflikten sowohl für die Beschäftigten als auch für die Unternehmen konfrontiert. In seiner jetzigen Strukturierung ermöglicht dieser dynamische Bereich der Ökonomie kaum eine sozial und ökonomisch nachhaltige Entwicklung. In diesem hochgradig flexibilisierten Arbeitsmarkt lassen sich gegenwärtig Beruf und Familie kaum vereinbaren. Außerdem entsprechen bisher weder unser Bildungs- und Ausbildungssystem noch die Funktionslogik des Arbeitsmarktes mit seinen Segmentations- und Ungleichheitsmustern im Hinblick auf Geschlecht und Alter den komplexen Qualifikations- und Rekrutierungsanforderungen dieser Wissens- und Kulturproduktion. (vgl. dazu u.a. Läßle/Thiel/Wixforth 2004)

Mit der idealtypischen Skizzierung dieser Modelle soll zunächst der Entwicklungskorridor zukünftiger Wandlungsprozesse und die Konturen einer neuen Arbeitsteilung in der Stadtregion verdeutlicht werden. Ebenso wie sich Stadtregionen nicht mehr auf ein simples bipolares Raummuster wie »Zentrum – Peripherie« oder »Kernstadt – Umland« reduzieren lassen, sondern aus vielfältigen Zwischen- und Übergangszonen mit sehr unterschiedlichen Zentralitätsmustern bestehen, so werden auch die gesellschaftlichen und siedlungsstrukturellen Wandlungsprozesse zu vielfältigen Zwischenformen dieser idealtypischen Modelle der Arbeits- und Lebensorganisation führen.

Der Traum vom Eigenheim im Grünen – ausgeträumt?

Eine wesentliche Voraussetzung für die Suburbanisierung der letzten Jahrzehnte war Wachstum, vor allem ein mit der Entfaltung der Produktivkraft verbundenes *ökonomisches Wachstum*, das – als Resultat von Verteilungskämpfen – über viele Jahrzehnte hinweg für die Mehrheit der Bevölkerung zu einer steigenden Kaufkraft, weniger Erwerbsarbeitszeit und mehr frei verfügbarer Zeit geführt hat. (vgl. dazu auch Sieverts 2003) Diese Folgewirkungen des ökonomischen Wachstums waren mit einer allgemeinen Aufstiegservartung verbunden, also der Vorstellung, dass es – unter der Voraussetzung der Teilhabe an Erwerbsarbeit – in Zukunft allen immer besser gehen wird. Und zu den sozialstaatlichen Arrangements des deutschen Wohlfahrtsstaates gehörte die implizite Garantie der Vollbeschäftigung verbunden mit einem flankierenden Netz wohlfahrtsstaatlicher Einrichtungen.

Zu dem ökonomischen Wachstum kam noch ein *demographisches Wachstum*. Zwar übertreffen in der Bundesrepublik seit über drei Jahrzehnten die Zahl der Sterbefälle die Anzahl der Geburten, der daraus resultierende natürliche Bevölkerungsverlust wurde jedoch bisher durch einen positiven Wanderungssaldo kompensiert. Zwischen 1960 und 2000 sind im Jahr durchschnittlich rund 250 000 Personen mehr in die Bundesrepublik zugezogen als Einwohner fortgezogen sind, wodurch – trotz einer regenerativ bedingten Schrumpfung – die Gesamtbevölkerung in den letzten Jahren gewachsen ist.

Diese verschiedenen Wachstumsformen, die eingebettet waren in das gesellschaftliche Grundverständnis einer Aufstiegsesellschaft, führten zu einem immer größeren Raumanpruch, und zwar sowohl zu größeren Betriebsflächen und einer Vermehrung des persönlich verfügbaren Wohnraumes als auch zu einer Ausdehnung des Siedlungsraumes verbunden mit dezentraleren Siedlungsstrukturen.

Gegenwärtig zeichnen sich bei den verschiedenen Wachstumsformen tief greifende Veränderungen ab. Das ökonomische Wachstum stagniert und bei vielen Bevölkerungsschichten stagniert auch das *Einkommen*. In der Folge des ökonomischen Strukturwandels, der anhaltenden Massenarbeitslosigkeit und der Auflösung tradierter sozialstaatlicher Arrangements ist in den letzten Jahren für eine immer größer werdende Gruppe nicht nur das Einkommen gesunken, sondern wurde auch die Perspektive eines weiteren Aufstiegs durch die Angst vor einem Absturz in eine sich herausbildende Unterschicht verdrängt. Mit der Erosion des »Normalarbeitsverhältnisses«, der Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse und den verstärkten Risiken auf dem Arbeitsmarkt ist eine *Kontinuität* des Einkommens nur noch für einen kleiner werdenden Teil der Bevölkerung antizipierbar. Ein kontinuierliches, antizipierbares Einkommen ist jedoch eine wesentliche Voraussetzung für die nachhaltige Finanzierung eines suburbanen Eigenheimes und die langlebigen – mit einem suburbanen Lebensstil verbundenen – Konsumgüter.

Eine deutliche Trendwende zeichnet sich auch bei der *frei verfügbaren Zeit* ab. So weist beispielsweise das DIW darauf hin, dass insbesondere die höher qualifizierten Arbeitnehmer heute in erheblichem Umfang Mehrarbeit leisten, von der ein großer Teil weder durch Freizeit noch durch Lohnausgleich entgolten wird. (DIW 2004) Bei verlängerten Arbeitszeiten und einer wachsenden Desynchronisation der Zeit innerhalb von Lebensgemeinschaften gewinnen innerstädtische oder innenstadtnahe Wohnlagen mit ihrer relativ hohen Dichte an

Gelegenheiten – also insbesondere Dienstleistungseinrichtungen und Beschäftigungsangeboten – wieder stärker an Bedeutung. (vgl. BAT Freizeitforschungsinstitut 2004)⁷

Wie allgemein bekannt, zeichnet sich die gravierendste Trendwende bei der demographischen Entwicklung ab. Nicht nur in Deutschland, sondern in den meisten Ländern Europas ist die Zahl der Geburten seit längerer Zeit rückläufig. Die dadurch bedingte Schrumpfung der Bevölkerung wird – wie bereits ausgeführt – in der Bundesrepublik gegenwärtig überlagert von einem positiven Wanderungssaldo, wodurch die Gesamtbevölkerung noch wächst. Es ist jedoch abzusehen, dass dies nicht so bleiben wird. Die meisten Bevölkerungsprognosen gehen davon aus, dass sich in dem Zeitraum zwischen 2010 und 2020 ein negativer Bevölkerungstrend durchsetzen wird. In den kommenden Dekaden muß mit einer abnehmenden Bevölkerung gerechnet werden. (vgl. dazu u. a. BBR 2004; siehe dazu auch Mäding 2004) Bereits heute sind wir mit einer stark alternden Bevölkerung konfrontiert.

Unter Bedingungen stagnierender oder schrumpfender Bevölkerungszahlen wird sicherlich auch das Verhältnis von Kernstadt und suburbanem Raum innerhalb der Stadtregionen neu zu bewerten sein. Eine derartige Neubestimmung versuchen u. a. Bernhard Müller und Stefan Siedentop in einer neueren empirischen Analyse. (2004) Nach ihrer Einschätzung spricht viel dafür, »dass Suburbanisierung in Zukunft nicht mehr als globaler Trend der stadtreionalen Entwicklung wirksam sein wird, wie dies vor allem in den Siebziger-, Achtziger und zum Teil auch in den Neunzigerjahren der Fall war.« (Ebda.: 24) Diese Entwicklung, so die beiden Autoren, »verbessere die Chance einer »urbanen Renaissance« ganz erheblich.« (Ebda.) Sie betonen jedoch zugleich, dass die demographische Entwicklung nicht zu einer selbst tragenden Reurbanisierung führen werde, sondern dass die Entwicklung der Kernstädte in hohem Maße davon abhängen wird, ob »den Kernstädten eine aktive Reurbanisierungspolitik gelingt, die städtische Erreichbarkeitsvorteile mit suburbanen Qualitätsmerkmalen des Wohnens verbindet.« (Ebda.)

Da die Entscheidung für die Wahl eines suburbanen Wohnort sehr stark abhängig ist vom Lebenszyklus, lohnt sich ein kurzer Blick auf den Altersaufbau der Bevölkerung. Die Suburbanisierungswellen der letzten Jahrzehnte wurden im Wesentlichen geprägt durch die geburtenstarken Jahrgänge (die sog. »Babyboomer«). Inzwischen kommen die Jahrgänge des »Pillenknicks« (geboren zwischen 1964 und 1975) ins Suburbanisierungsalter. In dieser Generation gab es einen Geburtenrückgang von rund 40 %. Damit ist jedoch auch die Masse der potenziellen »Suburbaniten« sehr viel kleiner als in den Jahren zuvor. Es ist davon auszugehen, dass allein aus diesem Grunde die Zahl der Familien, die ins Umland abwandert, in den nächsten Jahren stark abnehmen wird.⁸

7) In einer neueren Studie zum Thema »Zeitwohlstand« verweist das BAT-Freizeitforschungsinstitut darauf, dass in der Folge einer wachsenden Desynchronisation des gesellschaftlichen Zeitgefüges und einer Verlängerung der Arbeitszeiten die Wohnlage im Stadt- und Innenstadtbereich wieder an Bedeutung gewinnen wird. »Die Pendlergesellschaft stößt bald an ihre zeitlichen Grenzen . . . Viele Beschäftigte werden eine persönliche Kosten-Nutzen-Rechnung vornehmen und sich die Frage stellen, ob sich die Überwindung der Entfernung zwischen Wohnort und Arbeitsstätte überhaupt noch »rechnet« – von den sozialen »Folgekosten« ganz zu schweigen (. . .)« (BAT Freizeitforschungsinstitut 2004: 5) Zu dem Themenkomplex »Zeiten der Stadt« siehe Mückenberger 2004.

8) Den Hinweis auf die Jahrgänge des »Pillenknicks«, die nun ins Suburbanisierungs-Alter kommen, verdanke ich Dr. Bucher und Prof. Krautzberger, die ich jedoch nicht für meine Interpretation verantwortlich machen möchte.

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen neuen Entwicklungstrends hat das »Eigenheim im Grünen« inzwischen stark an Glanz verloren. Die Wohnflächennachfrage wird in Deutschland – trotz rückläufiger Bevölkerung – in den nächsten Jahren weiterhin zunehmen. Wesentliche Ursachen dafür sind ein nach wie vor wachsender durchschnittlicher Wohnflächenverbrauch und die zunehmende Zahl der Haushalte.⁹ Die Nachfrage nach neuen Wohnflächen artikuliert sich inzwischen jedoch räumlich sehr viel selektiver und ist Ausdruck veränderter Wohnpräferenzen. Dies führt u. a. zu einem Rückgang der Immobilienpreise in den vor einigen Jahren als Immobilienstandort hoch gepriesenen »Speckgürteln« vieler Großstädte. Einige Immobilienunternehmen sprechen bereits von einem »Rückzug aus den »Speckgürteln« (vgl. die Zeitschrift Stern 2004) Dabei handelt es sich allerdings eher um zukünftige Markteinschätzungen und nicht um reale Wanderungsbewegungen.

Zurück in die Zukunft?

Der von Fishman und anderen Autoren eingeleitete Paradigmenwechsel im Diskurs über die Stadt, den wir in Anknüpfung an Downs (1994) als »paradigm shift from the traditional center-focused pattern to a low-density network« charakterisiert haben, hat wichtige Veränderungen der Stadt- und Siedlungsentwicklung thematisiert und den Blick geschärft für Entwicklungen, die von der traditionellen Stadtforschung lange Zeit weitgehend unterbelichtet waren, insbesondere die Dynamiken, Probleme und Chancen suburbaner Räume. Die Konzeptualisierung dieser neuen Phänomene basierte jedoch – wie aus der heutigen Perspektive sehr viel deutlicher zu erkennen ist – auf einer äußerst einseitigen Sichtweise: die überlebte Zentralperspektive auf die Kernstadt wurde ersetzt durch eine einäugige Perspektive auf den suburbanen Raum. Es wurden nur noch die zentrifugalen Tendenzen der Siedlungsentwicklung betrachtet und die – nach wie vor wichtige – ökonomische und soziale Rolle der Kernstadt entweder ausgeblendet oder völlig unterschätzt. Die Neuorientierung des städtischen Diskurses lief auf einen mehr oder weniger expliziten Rollentausch von Zentrum und Peripherie hinaus. Die Zukunft des Städtischen wurde ausschließlich in der Peripherie beziehungsweise in der von der Kernstadt befreiten, polyzentrischen Megalopolis verortet.

In meinen Ausführungen habe ich versucht deutlich zu machen, dass es signifikante Gründe für die Annahme gibt, dass in Zukunft *Stadtmetropolen* – und dabei insbesondere die Kernstädte von Stadtmetropolen – ein *privilegiertes Innovationsfeld der Wissens- und Kulturproduktion* sowie *Inkubatoren neuer, postindustrieller Arbeits- und Lebensformen* sein werden.

Es lassen sich gegenwärtig vielfältige Gründe für eine Renaissance der Stadt und eine Abschwächung der Suburbanisierung formulieren:

- die neuen Anforderungen der Wissensökonomie,
- die vielfältigen Formen der Entgrenzung tradierter gesellschaftlicher Institutionen,
- die Erosion des männlichen Ernährermodells durch die zunehmende Doppelerwerbstätigkeit von Mann und Frau sowie eine Tendenz zu egalitären Karrieremustern,
- die Erosion des gesellschaftlichen Zeitgefüges verbunden mit immer schwierigeren »Work-Life«-Balancen innerhalb von Lebensgemeinschaften,

9) Zum Zusammenhang zwischen demographischer Entwicklung und Immobilienmarkt siehe u. a. Deutsche Bank Research 2003.

- die Auflösung der tradierten wohlfahrtstaatlichen Arrangements,
- das Ende des Traums von der Aufstiegs-gesellschaft,
- der tief greifende demographische Wandel,
- die Grenzen funktionaler Spezialisierung in der Form infrastruktureller Großsysteme wie z. B. Klärwerken, Kraftwerken oder Großkrankenhäusern sowie
- die absehbaren Grenzen »fossiler Mobilität«.

Die Wirkungsweise dieser sich teilweise überlappenden und gegenseitig verstärkenden Tendenzen darf allerdings nicht so interpretiert werden, dass die Entwicklung wieder zurück zur traditionellen Stadt geht. Es gibt – wie bereits betont – keinen Weg mehr zurück zur monozentrischen Stadt. Die Auflösungstendenzen der tradierten städtischen Strukturen werden durch die neuen Entwicklungstrends zwar gedämpft, aber die industriell geprägten städtischen Strukturen werden auf Dauer keinen Bestand haben. Eine dauerhafte Renaissance der Stadt ist nicht das Resultat einer Rückkehr, sondern einer Neuerfindung der Stadt, eine Neuerfindung, wie sie sich gegenwärtig in der Herausbildung einer komplexen Vielfalt raum-zeitlicher Konfigurationen der Arbeits- und Lebensorganisation in den Städten und Stadtregionen vollzieht.

Einen interessanten Ansatz zur Thematisierung derartiger raum-zeitlicher Konfigurationen, bietet das Konzept der »layered city«. Bei ihrer Untersuchung der Überformung städtischer Räume durch die Globalisierung haben Marcuse und van Kempen dieses Konzept wie folgt formuliert: »Each city is multiple cities, layered over and under each other, separated by both space and time, constituting the living and working environment of different classes and different groups, interacting with each other in a set of dominations and dependencies that reflect increasing distance and inequality« (Marcuse/van Kempen 2000: 265). Ein derartiger Forschungsansatz bedarf jedoch nicht nur gesellschaftswissenschaftlich fundierter Konzepte von »Raum« und »Zeit«, sondern müsste auch die Verschränkung und wechselseitige Durchdringung raum-zeitlicher Konfigurationen thematisieren.

Die empirische und theoretische Durchdringung der Neuerfindung der Stadt müsste somit auch zu einer Neuerfindung der Stadtforschung führen.

Literatur

- Bade, Franz-Joseph/Niebuhr, Annekatri (1999): Zur Stabilität des räumlichen Strukturwandels, in: Jahrbuch für Regionalwissenschaften, 19. Jg., Heft 2, S. 131-156.
- BAT Freizeitforschungsinstitut (2004): Zeitwohlstand. Der neue Luxus der Deutschen (Langfassung). Forschung aktuell. Ausgabe 181, 25. Jg., (www.bat.de/Presselounge/News aktuell/Pressemitteilung vom 24. Aug. 2004).
- Brake, Klaus (2001): Neue Akzente der Suburbanisierung. Suburbaner Raum und Kernstadt: eigene Profile und neuer Verbund. In: Brake/Dangschat/Herfert (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland. Opladen: Leske+Budrich, S. 7-26.
- Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (2004): Raumordnungsprognose 2020 – Zusammenfassung in: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 3/4.2004).
- Castells, Manuel (2001): Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Teil 1 der Trilogie: Das Informationszeitalter, Opladen: Leske+Budrich.
- Christopherson, Susan (2002): Project work in context: regulatory change and the new geography of media, in: Environment and Planning A, vol. 34, S. 2003-2015.

- Deutsche Bank Research (2003): Aktuelle Themen (Demografie Spezial. Demografie lässt Immobilien wackeln), Nr. 283, 18. September 2003.
- DIW (2004): Dauer der Arbeitszeiten in Deutschland. (Autor: Brenke, Karl), in: DIW-Wochenbericht Nr. 47.
- DIW (2003): Renaissance der großen Städte – und die Chancen Berlins. (Autoren: Geppert, Kurt; Gornig, Martin), in: DIW-Wochenbericht Nr. 26, S. 411-418.
- Downs, Anthony (1994): *New Visions for Metropolitan America*. Washington/Cambridge: The Brookings Institution/Lincoln Institute for Land Policy.
- Fishman, Robert (1993): Die neue Stadt des 20. Jahrhunderts: Raum, Zeit und Sprawl/The New City of the Twentieth Century: Space, Time and Sprawl, in: B. Meurer (Hrsg.): *Die Zukunft des Raums/The future of space*, Frankfurt/New York: Campus Verlag, S. 91-105.
- Fishman, Robert (1991): Die befreite Megalopolis: Amerikas neue Stadt, in: ARCH+, Heft 109/110, S. 73-83.
- Fishman, Robert (1987): *Bourgeois Utopias. The Rise and Fall of Suburbia*, New York: Basic Books.
- Ford, Henry (1926): *Das Grosse Heute – Das Grössere Morgen* (unter Mitwirkung von Samuel Crowther), Leipzig: Paul List Verlag.
- Garreau, Joel (1991): *Edge City – Life on the New Frontier*, New York: Doubleday.
- Glaeser, Edward L. (1996): Why Economists Still Like Cities, in: *City Journal*, Vol. 6, No. 2, S. 70-89.
- Glaeser, Edward L./Shapiro, Jesse M. (2003): Urban growth in the 1990's: Is city living back?, in: *Journal of Regional Science*. Vol 43, No. 1, S. 139-165.
- Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hrsg.) (2003): *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre*, München/Mering: Rainer Hampp Verlag.
- Hannemann, Christine/Läßle, Dieter (2004): Zwischen Reurbanisierung, Suburbanisierung und Schrumpfung. Ökonomische Perspektiven der Stadtentwicklung in West und Ost, in: *Kommune*, 5/04, S. V-X.
- Häußermann, Hartmut (2000): Die Krise der »sozialen Stadt«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 10-11/2000, 3. März 2000.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1995): *Dienstleistungsgesellschaften*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Heitmeyer, Wilhelm (1998): Versagt die »Integrationsmaschine« Stadt?, in: Wilhelm Heitmeyer/Rainer Dollase/Otto Backes (Hrsg.): *Die Krise der Städte*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 443-467.
- Hesse, Markus (2004): Mitten am Rand. Vorstadt, Suburbia, Zwischenstadt, in: *Kommune*, 5/2004, S. 70-74.
- Imen, Eleonore/Blach, Antonia (1994): Räumlicher Strukturwandel, Konzentration, Dekonzentration und Dispersion, in: *Informationen zur Raumentwicklung*, Heft 7/8, S. 445-464.
- Krämer-Badoni, Thomas (2004): Die europäische Stadt und die alteuropäische Soziologie – Kommunalen Sozialstaat oder civil society?, in: Walter Siebel (Hrsg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 433-444.
- Kratzer, Nick/Sauer, Dieter (2003): Entgrenzung von Arbeit. Konzept, Thesen, Befunde. In: Gottschall/Voß (Hrsg.): *Entgrenzung von Arbeit und Leben*, München/Mering: Rainer Hampp Verlag, S. 87-123.
- Kress, Ulrike (1998): Vom Normalarbeitsverhältnis zur Flexibilisierung des Arbeitsmarktes – Ein Literaturbericht, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 31. Jg., Heft 3, 488-505.
- Läßle, Dieter (2004a): Hamburger Arbeitsmarkt im globalen Kontext, in: Hönekopp/Jungnickel/Straubhaar (Hrsg.): *Internationalisierung der Arbeitsmärkte. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 282, IAB Nürnberg, S. 147-181.

- Läßle, Dieter (2004b): Thesen zu einer Renaissance der Stadt in der Wissensgesellschaft, in: Gestring et al. (Hrsg.): *Jahrbuch StadtRegion* 2003, Opladen: Leske und Budrich, S. 61-77.
- Läßle, Dieter (2000): Ökonomie der Stadt, in: Häußermann, Hartmut (Hrsg.): *Großstadt*, Opladen: Leske und Budrich, S. 194-208.
- Läßle, Dieter/Thiel, Joachim/Wixforth, Jürgen (2004): Chancen und Risiken in neuen Arbeitsfeldern der Informationsgesellschaft: Das Beispiel der Multimedia-Branche. Schlussbericht eines ESF-Projektes, TU Hamburg-Harburg. (PDF-Datei als Download verfügbar unter www.tu-harburg.de/stadtforschung/laepple/).
- Mädig, Heinrich (2004): Demographischer Wandel und Kommunalfinanzen – Einige Trends und Erwartungen. In: *DfK*, 43. Jg., 2004/I, S. 84-102.
- Marcuse, Peter/van Kempen, Ronald (2000): Conclusion: a Changed Spatial Order, in: Dies. (eds.): *Globalizing Cities: a New Spatial Order*, Oxford: Blackwell Publishers, S. 246-275.
- Mückenberger, Ulrich (2004): *Metronome des Alltags. Betriebliche Zeitpolitik, lokale Effekte, soziale Regulierung*. Berlin: edition sigma.
- Müller, Bernhard/Siedentop, Stefan (2004): Wachstum und Schrumpfung in Deutschland – Trends, Perspektiven und Herausforderungen für die räumliche Planung und Entwicklung, in: *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften*, 43. Jg. 2004/1, S. 14-32.
- Mumford, Lewis (1979, orig. 1961): *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, München: dtv wissenschaft.
- Pratt, Andy C. (2000): New media, the new economy and new spaces, in: *Geoforum* 31, S. 425-436.
- Schmid, Christian (2003): *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvres und die Theorie der Produktion des Raumes*. Dissertation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Siebel, Walter (2004): Einleitung: Die europäische Stadt, in: Ders. (Hrsg.): *Die europäische Stadt*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 11-50.
- Siebel, Walter (2000): Wesen und Zukunft der europäischen Stadt, in: *DISP* 141, S. 28-34.
- Sieverts, Thomas (2003): Sieben einfache Zugänge zum Begreifen und zum Umgang mit der Zwischenstadt, in: Oswald u. Schüller (Hrsg.): *Neue Urbanität – Das Verschmelzen von Stadt und Landschaft*, Zürich: gta Verlag, S. 79-101.
- Sieverts, Thomas (1997): *Zwischenstadt, zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Basel: Vieweg Verlag.
- Simmel, Georg (1995, orig. 1903): Die Großstädte und das Geistesleben, in: Ramstedt: *Georg Simmel Gesamtausgabe*. Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 116-131.
- Simmons, Patrick A./Lang, Robert E. (2003): The Urban Turnaround, in: Katz/Lang (eds): *Redefining Urban and Suburban America*, Washington D.C.: Brookings Institution Press, S. 51-62.
- Stern (2004): Rückzug aus den »Speckgürteln« (Beilage: »Bausparen + Immobilien«), Heft 43/2004, S. 126-130.
- Storper, Michael (1997): *The Regional World*. (Insbesondere Kap. 9: »The World of the City«). New York, London: The Guilford Press.
- The Economist (2005): A Survey of New York, Vo. 374 No 8414, February 19th, Sonderbeilage.
- Venturi, Marco (2003): *Die gewendete Stadt. Texte zur Stadtplanung*, Delmenhorst/Berlin: Aschenbeck & Holstein.